

Spucken, beten, Kopftuch tragen

Islam-Schule: Viele Lehrer in Frankreich wissen nicht, wie sie mit muslimischen Schülern umgehen sollen. Das schafft Probleme.

Von ULRIKE HEITMÜLLER

Pitsch, plitsch, platsch. Der Junge sitzt im Klassenzimmer und spuckt auf den Boden. Mitten im Unterricht, vor den Mitschülern, und ohne sich um die Lehrerin zu scheren. Die ist fassungslos: „Was soll das?“ Der Halbstarke zuckt die Schultern. „Ich bin Muslim, es ist Fastenmonat Ramadan, da darf ich meinen Speichel nicht runterschlucken.“

In einer anderen Schule beginnt eine Gruppe halbwüchsiger Jungen, sich in den Pausen auf dem Flur zu versammeln. Was sie dort machen, will ein Lehrer wissen - „wir beten“, ist die knappe Antwort. Der Lehrer denkt an den 11. September und ist besorgt: Was mögen die bloß vorhaben?

In einem Pariser Randbezirk kommt ein 16-jähriges Mädchen marokkanischer Herkunft plötzlich nur noch mit Kopftuch in die Schule. Die Lehrer sind ratlos, die Eltern erst recht: Niemand hat das je von ihr verlangt.

Drei typische Fälle für Hanifa Cherifi. Welcher Lehrer irgendwo in Frankreich, sei es in der Bretagne, in der Normandie, in Paris, oder auch an der Côte d'Azur ein Problem mit muslimischen Schülern hat, wendet sich an die 49-jährige Französin, die auch die algerische Staatsbürgerschaft hat. Sie ist ihre „Mediatorin“, die Ansprechpartnerin für alle Fragen, die mit dem Islam zu tun haben.

„Die Lehrer wissen oft nicht, wie sie mit muslimischen Schülern umgehen sollen. Einen katholischen Schü-

ler, der auf den Boden spuckt, würden sie auf die Toilette schicken. Bei einem Muslim sind sie hilflos“, sagt Frau Cherifi. „Darum rufen sie mich an und fragen erst einmal, ob es ein Gesetz gibt, das auf ihr Problem angewendet werden kann.“ Erziehung nämlich ist in Frankreich die Aufgabe des Staates und das französische Schulwesen wird durch eine Masse von Gesetzen geregelt, die gute zwei Dutzend dicke Bände füllen. „Aber es gibt keine Gesetze, die von spuckenden und betenden Jungen handeln“, sagt sie, und lacht ein bisschen.

Warum sind die Lehrer derart hilflos, dass sie bei Kleinigkeiten eine Mediatorin anrufen?

Die Unsicherheit hat eine lange Geschichte. Vor zwölf Jahren bestanden zwei muslimische Mädchen darauf, im Unterricht ein Kopftuch zu tragen. Das jedoch war nicht erwünscht, weil Frankreich ein laizistischer Staat ist und staatliche Schulen auch weltlich zu sein haben.

In Frankreich tragen zudem nur sehr wenige Frauen ein Kopftuch, weil die meisten muslimische Einwanderer aus nordafrikanischen Ländern stammen, wo Kopftuch und Schleier keine lange Tradition haben, dort gab es lange Zeit mehr Freiheiten. „In den 60ern und 70ern haben die jungen Mädchen in Städten wie Tunis sogar auf der Straße geraucht!“, sagt Frau Charifi. Erst durch das Erstarken des Islam Ende der 70er und in den 80er Jahren sei der Schleier in Nordafrika aufgekommen.

In Deutschland sind die Verhält-



Mädchen mit Burka in der Schule.

Foto: WDR

nisse anders: Ein Großteil der muslimischen Einwanderer kommt aus der Türkei. Dort sind - zumindest auf dem Land - die Traditionen andere, und daher sieht man in Deutschland erheblich mehr verschleierte Frauen als in Frankreich, die Mütter tragen ihn, und die Familie erwartet es oftmals von den Mädchen.

In Frankreich, schätzt Frau Cherifi, trägt nur etwa die Hälfte der Mädchen ihr Kopftuch, weil sie von der Familie dazu gezwungen wird. Die andere Hälfte trägt es dagegen von sich aus. Die französischen Schullehrerinnen setzten damals eine hitzige Diskussion in Gang: Sollten sie vom Unterricht ausgeschlossen werden, sollte das Kopftuch verboten werden? Dieser Streit machte wochenlang Schlagzeilen. Sind Muslime womöglich schlecht in die französische Gesellschaft integriert? Auch, um dies herauszufinden, wurde damals der „Haut Conseil de l'intégration“ gegründet, in dem Frau Cherifi jetzt Mitglied ist. Dieser „Hohe Rat der Integration“ ist in Frankreich das höchste Gremium, das sich mit der Integration von Ausländern beschäftigt.

Das Muslime nicht in die franzö-

sische Gesellschaft integriert sind, glaubt Frau Cherifi, könne nicht das Problem für die ganze Aufregung sein. Schließlich tragen auch manche jüdische oder katholische Schüler religiöse Zeichen, nur eben in Privatschulen. Muslimische Privatschulen gibt es in Frankreich jedoch kaum, darum fällt zwangsläufig jeder muslimische Schüler auf, der ein religiöses Zeichen trägt. Zweitens: „Auch viele Asiaten integrieren sich nur bedingt - nämlich wirtschaftlich“ - und niemand regte sich auf. Drittens war der Anlass für den Kopftuchstreit vergleichsweise gering: „Es ging 1989 um eine Schule mit 800 Schülern. 500 davon kamen aus Familien muslimischer Einwanderer, und gerade einmal zwei Mädchen wollten ein Kopftuch tragen!“

Schlimmer noch wurde es jedoch, als die Mädchen viele Nachahmerinnen fanden: „1994 trugen etwa zweitausend Mädchen ein Kopftuch und allein von September bis November 1994 wurden etwa 100 Mädchen deswegen vom Unterricht ausgeschlossen!“

Warum diese heftigen Reaktionen? Der Hohe Rat sollte dies einzuordnen helfen: „Bei der Arbeit des Gre-

miums geht es auch darum, die Bedeutung des Kopftuchs für die französische Gesellschaft zu erfassen.“ Und diese ist groß, behauptet Frau Cherifi: „Es stellt die Gesellschaft in Frage.“

Zwar richtet sich jeder Jugendprotest gegen die Werte der Gesellschaft. Wenn aber muslimische Jugendliche in Frankreich mit religiösen oder pseudo-religiösen Verhaltensweisen auffallen, trage das noch eine andere Bedeutung in sich, sagt Frau Cherifi. Viele Muslime sind nämlich Immigranten aus der ehemaligen Kolonie Algerien. Cherifi: „Man kann nur jemand kolonialisieren, den man als unterlegen ansieht. Diese Erinnerung ist unerträglich für die Franzosen, denn für sie ist Frankreich das Mutterland der Menschenrechte.“

Dessen sollten sich die Erwachsenen bewusst sein, damit sie besonnen reagieren und nicht die Schüler vom Unterricht ausschließen: „Wie geht man mit Menschen um, die ihre Religionszugehörigkeit so deutlich zeigen. Genau dies halte ich für die richtige Frage“, sagt Frau Cherifi. Ihre Sorge: Die Mädchen schaden sich selbst: „Wenn ein 12-jähriges Mädchen ein Kopftuch trägt, dann heißt

das, dass sie heiratsfähig ist“, sagt Frau Cherifi. Dann ist sie nicht mehr eine Schülerin von vielen und wird zur Außenseiterin. Außerdem versäumt sie einen Teil des Unterrichts, denn „das Kopftuch ist im Sportunterricht verboten, die Mädchen gehen dann weder zum Sport- noch zum Schwimmunterricht!“

Frau Cherifi spricht mit den Schülerinnen und Schülern, um sie zu überzeugen, dass sie sich mit dieser Art von Protest selber schaden, und sie schult Lehrer, damit die mit den Heranwachsenden richtig umgehen. Offensichtlich haben diese Methoden Erfolg: „Im Jahr 2000 gab es bloß noch etwa 400 Mädchen, die das Kopftuch trugen und Probleme bereiteten - aber es gibt natürlich andere, die es tragen und abnehmen, wenn sie das Schulgelände betreten.“ Da kann sie nichts machen.

Wie dem auch sei, handle es sich nun um das Kopftuch, um Spucken oder Beten: Frau Charifi findet, dass die Reaktion darauf oft übertrieben wird. Eines dürfe man nie vergessen: „Vieles von dem, was muslimische Schüler anstellen, ist nicht religiös begründet, sondern schlicht und einfach pubertär.“



Hanifa Cherifi

Foto: Ulrike Heitmüller